

(Nachdruck verboten.)

18]

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

„Woast, mi hamm da a ganz a schlecht's Mensch für a Ruahdirn, und mit dera hot sie da Bata ei'lass'n.“

„Dös glaab i do it! Vielleicht moanscht as grad (meinst es nur)?“

„Bal i 's do selm g'hört hab, wia'r a aus ihra Kamma aufa is; und er hat 's aa gar it g'laugn't.“

„De Mannsbilda! Na! Na! Je älta daß f' wer'n, desto dümma wer'n f'!“

Die Schneiderbäuerin hatte die Hände zusammengefaltet und schüttelte den Kopf.

„Wer hätt' dös vom Schormoar glaabt, und hat so guat g'haust mit deina Wuatta!“

„Ja, und an dem Tag, wo ma f' ei'grab'n hamm, hat a scho o'gfangt mit dem Schlamp'n.“

„Geah, Madl, i fo 's völlig it glaab'n!“

„Wia'r i vom Leich'ntrunk hoam kemma bi, is sie bei eahm in da Stub'n herin g'hoct und is aufg'sprungt, und ganz dahofft (verwirrt) is f' g'wen.“

„Am Begräbnistag?“

„Ja, Basel!“

„Dös sell is a bissel viel g'sagt; da möcht mi scho ganz vazag'n.“

Die Schneiderbäuerin kam nicht aus ihrer erschrockenen Verwunderung heraus.

„Jeffas, Marand (Maria und) Josef! Vos mi all's daleh'n muaf! Ja, wos sagt nacha da Lenz?“

„Der derf it viel sag'n. Damal hot a 's probiert, und na hot eahm da Bata glei an Strohsack vor d' Tür hi'g'schmiss'n.“

„Sein' eig'na Kind?“

„Was glaabst denn, daß er mi all'sammete hoast? Grad oa Viech hi und her; und bal i 's Mäu it halt, sagt a, muaf i auf da Stell aus 'n Haus, wia da schlechtest Deanstbot, und foa Grüahgood und Pfüadgood mehr, und grad d' Thir'n schmeißt a zua, und foa Freundlichkeit siecht mi de ganz Woch it.“

„Da bedauert's mi scho all zwoa recht.“

„Mi jan aa zu'n bedauern. Daß so was fürkemma kunnt, hätt ja foa Mensch it glaabt.“

„S amal g'wiß it. Jez sag ma no grad amal, Urschula, wo geht denn dös aufi?“

„Dös kon i dir it sag'n, da bin i ma it g'scheidt gnuu. Auf Viachtmeh, hat a g'sagt, muaf der Schlamp'n weg, aba i glaab gar nix mehr, weil a mir erscht geschting (gestern) wieda an Krach g'macht hat z'weg'n dera.“

„O mei, o mei! Is a ganz in ihra G'walt?“

„Da hoast recht! Woast, bal amal a paar Täg a Ruah waar, na spinnt sie wieda was z'samm und heht 'n auf; und glei ans Fenscht vo seina Schlafamma stellt sie dös Luada hi und red't vo drauß eina.“

„Aba woast, Madl, da muast du scho foa Schneid gar it hamm; dös lassst i mir it g'fall'n; und de nächst Pfann nahm i her und schlaget ihr an Kopf ausanand.“

„S ho f' scho umanandlass'n (verprügelt), de Voas (Schwein)!“ sagte Ursula, und ihre Augen blihten. „Geschting hon i f' it schlecht herg'ichlag'n.“

„Und da Lenz? Warum haut f' der it glei ganz aufi, bal da Alt amal it daboam is?“

„Der traut eahm it, Basel. Da Bata muaf eahm ganz grob kemma sei, weil er so dasig (kleinlaut) is.“

„No, vielleicht is g'scheita, er schaugt no a weng zua; aba bal f' auf Viachtmeh it aus 'n Haus kimmt, na soll er amal secht o'pada.“

„Ja, nacha kenn i aa nix mehr.“

„Urschula, bal i's recht überdenk, na is g'scheidta, du hebscht di jekt ganz staad und heirethst, so g'schwind, als geht, an Kajscha, und na bist du in dein Haus und fo'st zua schaug'n.“

„Bal no dös g'wiß waar!“

„Laß mi macha, i red' an Bata guat zua . . .“

„Aba koan Schnausa derfst d' it thoa (darfst nichts davon merken lassen), daß da'r i was g'sagt hab!“

„Waar 's it g'scheita, i redat frischweg mit eahm und jaget eahm pfeigräd (offen heraus), was mi si denkt üba so was?“

„Na, Basel, da kunnt 's g'feit (fehlgehen) sei. Da Bata waar im stand und that ma 's Geirathguat fürz'n.“

„Dös is scho weit kemma, bal mi so was fercht'n muaf; aba du hoast recht: es is aa z'weg'n an Kajscha besa, bal's foan Streit it gibt.“

„Jeffas, bal er 's dafragt: moanst d', er stand z'ruck?“

„Z'weg'n dem it. Was kümmert eahm dös, was da'r Alt in sein Haus thuat; aba bal's heunt an Krach gab, kunnt er leicht moan, daß na mit 'n Geld it all's in Ordnung waar.“

„Laß da no grad nix mirka, Basel! Schaug, i ho dir 's sag'n müass'n, weil 's mi gar so viel druckt hot; aba jekt derfst d' ma dös it o'thoa, daß d' an Bata in d' Sit'n bringst!“

„Dös derf dir da g'ringst Kumma sei, i bring de Geireth it ausanand. Was hoast n'?“

Ursula war aufgesprungen und schaute auf den Hof hinaus.

„Schaug aufi!“ sagte sie aufgeregt. „Do is sie jekt; sie fährt an Misch aufa!“

Die Schneiderbäuerin schaute lange und forschend das starke Weibsbild an, welches mit aufgeschlagenen Röden auf dem Dunghaufen stand.

„Dös is f'?“ fragte sie mit gedehntem Ton. „Vos a no grad an dera find't? De that jekt mir gar it g'fall'n, a fo a grob's G'stell, wia de hot!“

„Gel, jagst d' as aa?“

„De hot ja do scho nix fein's gar it! Ja, de Mannsbilda! Da muaf ma si scho frag'n, wo de oft d' Aug'n hamnt!“

Vor der Essenszeit ging die Schneiderbäuerin mit der Ursula in den Stall, um Kühe und Hennen zu mustern. Und das hätte sie zu keiner Zeit unterlassen; denn was eine gute Hausfrau ist, hält fleißig Umschau in anderer Leute Wirtschaft, weil es dabei was zum Lernen und noch mehr zum Kritisieren gibt. Aber hier und heute hätte es die Schneiderin schon gar nicht übers Herz gebracht, von der Gewohnheit abzulassen, weil sie das Weibsbild, die Magd, in der Nähe sehen wollte.

In zwei langen Reihen stand das liebe Vieh und schaute gedankenlos auf die Eintretenden, indes es an seinem Futter kaute. Es waren Kühe wie andere auch, einfarbig oder gefleckt, mit stark oder schwach gebogenen Hörnern; und alle hatten an den Seiten ziemlich viel Schmutz. Die eine und andere streckte wohligh den Buckel auf, hob den Schweif und ließ ihr Wasser rinnen, von einer andern platschte es anders zu Boden, und die Ketten klirrt und wexten sich an den Warren. Der unkundige Betrachter wäre vermutlich vorne an den hübschen Tieren vorbeigewandelt und hätte ihre Köpfe gestreichelt und jeder Kuh in die treuherzigen Augen geschaut.

Was aber die Schneiderbäuerin war, die ging hinten herum und überfann sich lange bei jedem Stück.

„Mi kemman f' so maga für.“ sagte sie zur Ursula, „so ei'g'fall'n jan f' auf da Seit'n. Es muaf mit 'n Wuatta it all's richti sei.“

„Dös sag i ja scho lang, daß f' liaderli g'halt'n jan.“ antwortete die Haustochter sehr laut.

So laut, daß es Jenzi, die etwas entfernt davon stand und mit der Mistgabel die Streu auseinander teilte, hören mußte.

Sie schnupfte jedoch nur verächtlich auf und stocherte emsig auf einem Fleck herum.

Kopfschüttelnd schritt die Schneiderin weiter.

„Drecki jan f'. Auf dös sollst wohl schaug'n, Urschula, daß dös it übahand nimmt; guat put'n is halbat (halb) g'juattert.“

„Ja, da schaug, bal mi sellane (solche) Deanstbot'n hot! De wo grad was anderit's an Sinn hamm als wia d' Arbet!“

Die Jenzi steckte den Kopf tiefer zwischen die Schultern. Eine Antwort wäre ihr schon eingefallen, und schnell auch noch; aber dann war der Streit fertig, und sie war mutter-

Teufelsallein. Und das war leicht zu erraten, daß die grobe Kofen (Person) sie bloß herauskiffeln wollte vor der Fremden.

Was das für eine war, und wie sich die aufspielte und überall was auszufehen wußte!

Sie räusperte sich und stach die Zinken heftiger ins Stroh.

„A was! Red's, was mögt's, i hör 's it.“

„De wella is jetzt de Bescht?“ fragte die Schneiderbäuerin.

„De dritt von vorn eina,“ antwortete Ursula; „mi hamm i' vom Schiekl a' Eisenhosa kafft.“

„De braum'fledelte?“

Die Schneiderin ging ein paar Schritte zurück und musterte die Kuh auf ein neues.

„So, dös is enka (eure) Beschte? Bia viel geit (gibt) na de Milli (Milch)?“

„Du, hocht as g'hört?“ schrie Ursula groß zur Benzi hinunter. „Bia viel d' Schieklin Milli geit?“

„A zwölf Vita,“ brummte die Magd.

„Zwölfi grad?“ sagte die Schneiderin. „Dös is amal gar it viel auf de Bescht. Dös gibt bei mir a mitter'ne.“

„Bei dir werd halt a besfa aufpaßt auf 's Sach; wia ma i' kriagt hamm, hat de aa mehra geb'n.“

Die Ursula hatte einen schneidigen Ton an sich; aber diesmal verblieb die Benzi nicht in Stillschweigen.

„De hot no nia mehra geb'n,“ sagte sie fragig.

„So? Muacht du dös wiß'n? Unta da'r andern Dirn hamm mi von da Schieklin vierzeh' Vita kriagt.“

„Wer 's glaabt!“

„Wos? Bia red'st denn du? Derfst du frech sei do herin, du . . . du?“

(Fortsetzung folgt.)

2]

Luls.

Von Wilhelm Holzamer.

Ich hätt so wie so gegeben, ohne erst unter die Nase geriebelt zu kriegen, was ich tun sollt, und ich hätt gut Lust, jetzt nix zu geben. Ich will dir aber was sagen, Lisett — wie geht's denn drin? — na ja — mach Speck und Eier, soviel die Pfann hält, und jeder soll einen Krug Wein haben. Aber wer sich bejaßt, fliegt hinaus, ohne Pardon.“

Er war wieder allein. Es war dunkel geworden.

„Lisett,“ rief er nach, „die Lampe!“

Und als er beim Lampenschein an dem großen Eichentisch saß, nahm er Tinte und Feder und rechnete: zwanzig Morgen Wingerl, vierzig Morgen Aeder, zehn Morgen Wiesen — abkommen wird davon nichts, daß was dazu kommt, will ich schon sorgen — sechs Gäul im Stall, achtzehn Stück Rindvieh, Zühner, Gänse, Tauben, Enten, na ja — das Haus, den Garten, Scheuer, Schuppen und Stallungen — und dann noch dreißigtausend Gulden bar Geld auf der Rainzer Sparkass' von der Frau extra eingebracht — 's reich aus. 's läßt sich in zwei Teile machen und reicht doch noch. Und Pantraz soll er heißen, wenn's ein Bub wird — (daß es ein Mädchen werden könnte, dachte er nicht) — nach meinem Vater und Großvater, und's soll der alte Name wieder zu Ehren kommen, statt dem zuckerfüßen Heinrich, wie sie mich gekauft haben — und er soll ein Kerl werden wie ein Baum und eine Stimme kriegen, daß die Wänd wackeln, und wissen soll er, wer er ist, sonst soll gleich —“

Er hielt sich noch zurück, den Fluch schon zu tun, ehe das Kind auf der Welt war.

Drinnen hatte das Wimmern angedauert und war schmerzlicher und verzweifelter geworden.

Er zählte noch einmal sein Pesihtum nach, um's nicht hören zu müssen. Dann folgte aber Schrei auf Schrei. Er meinte, er müsse voneinander plagen. Er wollte hineinstürzen und die Amme anschreien, ob sie nicht helfen könne. Dann wurde es ein Weilschen still. Er lauschte und war nun ungeduldig, daß er nichts hörte.

„Lieber einen Berg abtragen, als so ein Kinderkriegen.“

Er trommelte mit den Füßen. Das Wimmern begann wieder in zitternden Tönen — ein wenig anschwellend, dann ermattend — und ein Stöhnen danach, als vergehe ein Leben da drin, nicht daß eies geboren würde — und dann ein Schrei und ein anhaltendes Stöhnen.

Er war aufgestanden und lauschte gespannt.

Das Gewitter war richtig zurückgekommen, und nun raffelte und prasselte der Donner, als wollte er alles kurz und klein schlagen.

Der Winternheimer suchte nicht. Er hörte und sah nichts. Er spürte nur etwas sich begeben, von dem er nicht wußte, ob es zumeist in ihm selbst oder außer ihm war, und es war so arg, daß es ihn förmlich auf die Folter spannte — zum Zerreißen.

Dann ließ er die Schultern sinken und atmete einmal tief auf. Er hörte eine Stimme sagen:

„'s ist gesehen, Winternheimer, und 's ist ein Bub. Neun

Pfund, wann er wenig wiegt, aber zehn ganz bestimmt. Wollt ich nit die Barbern sein, wann's nit moht war.“

Er griff in die Westentasche und reichte ihr ein Goldstück.

„Legt's auf den Tisch, Winternheimer, nachher — und ich danz auch schön.“

Der Pantraz Winternheimer war geboren und schlief den ersten Schlaf seines Lebens, indes seine Mutter fast tot vor Schwäche in den Kissen ruhte.

„Kein Wunder,“ sagte die Amme, die wohlversahrene Sette Barber, „wann eins so einen schweren Kerl auf die Welt gebracht hat.“

Der Winternheimer rechte sich stolz. Dann ging er hinaus, holte drei Gläser aus dem Wandschrank und zog eine Flasche auf, die neben dem Schränkchen bereit stand. Er goß sie alle drei voll. Eines trug er hinein zu seiner Frau und stellte es ihr sachte auf das Nachttischchen, die beiden anderen ließ er auf dem Tischchen draußen stehen.

„Kommt, Barbern!“

Aber ehe die Amme zu ihrem Glase kommen konnte, hatte er schon seines genommen und profit! gesagt. Erst als es leer war, stieß er mit der Amme an. Dann füllte er seines noch einmal und leerte es wieder auf einen Zug und sagte danach:

„Profit, Barbern! Wohl bekomms Euch!“

Er meinte das aber gar nicht — er sagte es ganz gedankenlos. Er meinte ganz etwas anderes, wofür er aber keine Worte hatte. Und als er jetzt den Duden drin schreien hörte, so häßlich prachtwoll schreien, da goß er sich den Rest der Flasche ein und sagte ganz feierlich vor sich hin: „Profit Pantraz! Pantraz Winternheimer!“

Ganz voll und fest umfaßte seine Hand den Stengel des Glases, als er danach trank, und als er's auf den Tisch stellte, zitterte er.

Frau Winternheimer war eine geborene Kapesser und stammte vom Thalheimer Hof. Die Kapesser waren eine alte Pfälzer Bauernfamilie, freisinnig-protestantisch, wie sie in der Pfalz vielfach vorkommen, ein bißchen abgeschlossen, abseitig und mit den besondern Eigenschaften einer Bauernbörnehtheit und eines Bauernstolzes, die sich durch das Alter der Familie entwickelt hatten: genießend, wo es galt, und ohne kleinliche Rücksicht auf den Geldbeutel, gern gut angezogen und ein bißchen hochmütig in der Haltung, nie prozessierend und mit irgend jemand streitend, dafür aber ein wenig spöttisch und verächtlich und daher mit einem ganz bestimmten Zug um den Mund, daran man alle Kapessers sofort erkannte. Es war ein Zug der Bitterkeit, eine leichtgeschwungene Linie nach abwärts an den Mundwinkeln, aber ohne Schärfe und Härte, sondern liebenswürdig. Und wenn die Kapessers lachten, so erhielt sich diese Linie ganz genau so nach oben, wie sie nach unten sonst war, und dann drückte sie das Genießeriße, das gewisse Gourmandiße in ihrem Wesen aus. Bei den Männern der Familie konnte man daher mehr eine gewisse Leichtlebigeit in ihrem Anlitz lesen, bei den Frauen, und besonders wenn sie noch jung waren, gab dieser besondere Zug den Reiz von etwas Rätselhaftem, fast Bestridendem, dahinter man kommen wollte. Und wer dahinter kam, der merkte, daß alles, was darin ausgebrückt war, nur ein Gutsein war. Ein stilles, unbetontes, sogar ein wenig leidendes Gutsein. Sie hatten gar nichts Forisches mehr, die Kapessermädchen — dagegen hatten es ihre Brüder und Vettern, die auch alle frühzeitig in Liebesgeschichten verstrickt waren — und das ursprünglich Prozenhafte ihrer Bauernbörnehtheit hatte sich in ihnen zu einer zarten Feinheit des Äußeren und einer schwiegegen Bähtheit des Willens entwickelt.

So hatte die Mutter des Pantraz Winternheimer, die als Mädchen Lulu Kapesser geheißt hatte, viele Bewerber ausgeschlagen, die mit allen Chancen ihres Reichseins in ihr Haus gekommen waren. Jahrelang war dann keiner mehr gekommen, und man hätte die Lulu schon als eine hochmütige Gans verschrien, wenn sie nicht so schön und verlegen vor den Leuten gewesen wäre. Es gingen die Jahre, und sie wurde älter und lam gegen die dreißig, und alle Welt hatte sich schon darauf eingerichtet, daß sie eine alte Jungfer werden würde. Sie saß fast den ganzen Tag im Garten des Thalheimer Hofes, stridte nicht, las nicht, legte nur gerne die Hände in der Schoß und blickte ins Unbestimmte. Manche meinten, sie werde früh sterben, und sie habe ein inneres Leiden, das sie verzehre, vielleicht trage sie auch eine kranke Liebe mit sich herum, und daran werde sie zugrunde gehen. Wenige hielten sie für ein bißchen dumm, aber diese hatten ganz und gar unrecht. Die Lulu Kapesser wartete nur auf etwas, das kommen sollte in ihrem Leben, und sie war zu müde, etwas zu tun, um es herbeizuführen. Manchmal aber gab es einen Auftrieb in ihr, und sie griff mit heißen Händen nach dem Genuß. Das war einmal auf einer benachbarten Kirchweih, wenn sie eifriger und toller tanzte als andere Mädchen, und wenn sie nicht genug bekommen konnte an drei Tagen und lieber eine ganze Woche gehabt hätte und noch mehr, sich auszutoben. Sie war nicht krank, sie litt auch nicht, sie hatte nur etwas Müdes, und sie konnte lachen, daß es in den Tag schlug wie ein Finkenschlag; niemals aber grämte sie sich. Meist war sie stille, und sie liebte es, unter den grünen Bäumen zu sitzen und allein zu sein. Im Grunde genommen war sie gar nicht anders wie die übrigen Kapessermädchen, nur die eine Eigenschaft der vornehmen Abseitigkeit beherrschte sie mehr.

Dann kam eines Tages der Heinrich Winternheimer, der auch schon über die ersten Jugendstreichs hinaus war, und freite um sie.

Rekorde der Sommerhitze.

Von Dr. Richard Hennig.

Als im vergangenen Jahr wochenlang Tag für Tag glühende Sonnenhitze über der Erde brütete und in ganz Mittel-, West- und Osteuropa die Menschheit schließlich kaum noch ein und aus atmete, da meinte wohl mancher ein ganz unerhörtes, beispielloses Witterungsereignis erlebt zu haben. Tatsächlich war der Sommer 1911 wegen der langen Dauer seiner hohen Temperaturen so warm, wie kein anderer seit 1875, also seit 36 Jahren; aber eine wirklich bemerkenswerte Höhe der beobachteten Thermometerstände war doch nur an einigen wenigen Orten Mitteldeutschlands zu verzeichnen, und auch an diesen nur während weniger Stunden an einem einzigen Tage, dem 23. Juli. Im übrigen ging jedoch die Intensität der Hitze nirgends über das hinaus, was eigentlich in jedem Sommer vereinzelt einmal vorkommt, und nur die tage- und wochenlange Wiederkehr so beträchtlicher Temperaturgrade wirkte wie eine noch nie dagewesene Sensation. Derjenige Hitzewert, der die Grenze der extremen Thermometerstände darstellt, wie sie aber oft in vielen Jahren nicht vorkommen, der Wert von 35 Grad Celsius im Schatten, ist im ganzen Sommer 1911 an zahlreichen Orten Deutschlands, z. B. auch in Berlin, nicht ein einziges Mal erreicht worden; meist hielten sich die Extremwerte der heißesten Tage auf den keineswegs außergewöhnlichen Höhen von 31 bis 33 Grad, und nur an jenem einen Tage des 23. Juli gab es vielfach wesentlich höhere Temperaturen von 35 bis 37, in Jena sogar von über 39 Grad Celsius.

Freilich, wer im vorigen Jahr seine Kenntnis der erreichten Hitzegrade aus den Zeitungsmeldungen geschöpft hat, der wird darüber erstaunt sein, wie „niedrig“ jene authentischen Thermometerstände doch eigentlich sind. In der Tagespresse wurden ganz andere Zahlenwerte genannt; da sollten bald hier bald dort Schattentemperaturen von 42, 44, ja von 48 und selbst noch mehr Grad gemessen worden sein, da wurde es als etwas Unerhörtes in die Welt telegraphiert, daß man in der Sonne Thermometerstände von 50 und 55 Grad Celsius gemessen habe usw. Nun, hierauf ist zu erwidern, daß an heißen Sommertagen in der prallen Sonne derartige Wärmegrade durchaus nicht allzu bemerkenswert und ganz gewiß nicht telegraphierenwert sind. Schattentemperaturen aber zwischen 40 und 50 Grad mögen in Südeuropa in ganz vereinzelter Ausnahmefällen hier und da einmal vorkommen; in Deutschland aber oder gar in dem kühlen England, von wo sie gleichfalls wiederholt gemeldet wurden, sind sie schlichtweg ein Ding der Unmöglichkeit. Die irrigen Meldungen dürften in vielen, wenn nicht in allen Fällen einfach dadurch entstanden sein, daß die Ablesungen an einem nicht ausreichend gegen die Sonnenstrahlung geschützten Instrument gemacht wurden, etwa am Thermometer eines Optikers, das unter einem Sonnensegel zwar scheinbar im tiefen Schatten hängt, das aber in Wahrheit dem Einfluß der Sonnenstrahlung in hervorragendem Maße unterliegt. Nur durch derartige grobe Versehen ließen sich jene ungeheuerlichen Tatarennachrichten erklären, wie sie im vorigen Sommer zu Dutzenden über die vorgekommenen „Temperaturextreme“ verbreitet wurden.

In der Tat ist in Deutschland noch niemals ein Thermometerstand im Schatten von 40 Grad Celsius zuverlässig beobachtet worden. Abgesehen von der schon oben erwähnten Jenaer Temperatur, die am 23. Juli 1911 abgelesen wurde, sind die höchsten, glaubhaften Wärmegrade, die authentisch festgestellt sind, am 19. August 1892 zu Grünberg i. S. und Liegnitz mit 38,9 Grad und am Tage zuvor mit 39,8 Grad zu Ulmberg in Bayern beobachtet worden. Freilich ist es nicht unwahrscheinlich, daß in älterer Zeit diese hohen Zahlen in der Tat schon überschritten worden sind — nur läßt sich dafür ein Nachweis nicht erbringen. Unter den norddeutschen Städten pflegt sich naturgemäß die Stadt Berlin durch hohe Hitzextreme im Sommer auszuzeichnen, da eben das riesenhafte Häusermeer der Dreimillionen-Stadt die Entwicklung bedeutender Wärmegrade begünstigt. Dennoch betragen die höchsten, in den letzten Jahrzehnten dort beobachteten Schattentemperaturen nur 36,4 Grad am 16. Juli 1904 und 36,3 Grad am 1. Juli 1905. Ueberschritten worden sind diese Werte in den letzten 90 Jahren nur ein einziges Mal, am 20. Juli 1865, wo das absolute Temperaturmaximum der seit 1848 angestellten „amtlichen“ Beobachtungen mit 37,0 Grad abgelesen wurde. In älterer Zeit soll das Thermometer noch zweimal einen halben Grad höher gestanden haben, denn die schon im Jahre 1719 beginnenden privaten Berliner Wetternotierungen verzeichnen für den 4. Juli 1781 und für Anfang Juli 1819 Temperaturen von 30 Grad Reaumur, was einem ungefähren Stande von 37,5 Grad Celsius entsprechen würde, doch sind naturgemäß aus mancherlei Gründen die älteren Ablesungen nicht so unbedingt zuverlässig wie die neueren.

Jedenfalls besagen die vorstehenden Ausführungen zur Genüge, daß die Phantasietemperaturen, die in der heißen Zeit sowohl des vorigen wie des gegenwärtigen Jahres gemeldet und in die Welt hinaus telegraphiert wurden, recht erheblich reduziert werden müssen, um der Wahrheit nahe zu kommen. Soweit wir bis heute, nach jahrzehntelangen, sehr sorgfältigen Beobachtungen unterrichtet sind, gehören schon die Thermometerstände über 28 Grad Reaumur (35 Grad Celsius) für Deutschland zu den seltenen Ausnahmefällen, die man z. B. selbst in dem heißen Berlin in

Und als sie ihm das Jawort gab, da hatte sie wieder nichts anderes getan, als wie die übrigen Mädchen ihrer Familie, solange man nur denken konnte: sie hatte sich einen starken und großen, einen ein wenig herrischen und forschigen Mann genommen, so daß man voraussehen konnte, es werde sich auch in ihrer Familie forsetzen, was sich schon immer in der Kapefferfamilie herausgebildet hatte, daß die Wuben stark und sogar ein bißchen plump waren, die Mädchen zart und fast ein wenig städtisch wurden, kurzum, daß die Keste werden würden, wie es der alte Pälzer Bauernstamm der Kapeffer gewesen war.

Die Lulu Kapeffer zog nun bald auf den Winkernheimer Hof, der nicht im Tale, wie der übrige, sondern ein wenig auf der Höhe lag, auf halbem Wege zwischen Ulmenheim unten und Kommenheim oben, gerade da, wo die Wingenberg begannen, und durch seine Lage das Dorf beherrschte und eigentlich auch das ganze Tal, in dem seine Wiesen lagen, so daß er sichtbar war, wie man auch kam, von den vier Himmelsrichtungen aus, von der Höhe der Weinberge oder wiesen- und felderher. Nun war die junge Frau Winkernheimer noch still und leiseschreitend wie früher, aber sie sah nicht mehr untätig den ganzen Tag im Garten, sondern führte eifrig ihren Haushalt und regierte den Hof mit der Selbstverständlichkeit, die ihr im Blute lag. Sie regierte, und ihr Mann herrschte — und es war alles Ordnung und klarer Verlauf — und trug doch alles das Gepräge ihrer beider Persönlichkeiten, ganz besonders auch im Verhalten des Gesindes, das ihr anhing und ihr alles zuliebe tat, dem Herrn aber gehorchte und sich ihm gegenüber nichts vergeben wollte.

Vier Jahre waren sie verheiratet, und sie waren kinderlos geblieben und lebten ein wenig in den ungeschickten Zärtlichkeiten ihrer Plitterwochen, die er beibehielt, weil seine Liebe ein aufrichtiges Vernehmen war, und die sie gerne ertrug, weil ihre Liebe ihr bedurfte. Sie bedurfte des Beherrschwerdens und des Rosens zugleich, sie bedurfte der Vereinigung von Ernst und Spiel, der strengen Kameradschaftlichkeit und des zärtlichen Anknüpfens und Unterordnens. Dann im fünften Jahre, sie war nun schon bald vierunddreißig Jahre alt, so um die Zeit, da der Most garte und der Federweiße so angenehm warm im Glase stand, ward sie sicher, daß sie in gesegneten Umständen war. Anfangs behielt sie das Glück dieser neuen Gewissheit ganz für sich und kostete es mit der ganzen Innigkeit, die nur eine Frau in diesem Zustande haben kann, aus, wechselnd im Träumen und ausgelassenen Glückseligkeit, in einer schmerzlichen Müdigkeit, die aber lauter Wohlsein war, und wieder in einer Beweglichkeit, die ihr etwas Unbegreifliches hatte. Als sie ihrem Manne gesagt hatte, wie es stand, hielt er schüßend seine große Hand über sie, hielt sich in seinen Zärtlichkeiten mehr zurück — gerade weil er am liebsten ganz überquellend in ihnen gewesen wäre — und bereitete ihr mit einer genierten Sorgfalt — weil er fürchtete, ein klein wenig schwach und lächerlich dabei zu erscheinen — alle Bequemlichkeiten und war sehr behutsam — und manchmal auch ungelent auf ihr Wohl bedacht, und daß sie sich in allem auch die richtige Schonung angeeignet ließ. Er fragte sie oft danach, mehr freilich mit den Augen, als mit Worten, und manchmal hatte er einen strafenden Blick für sie, wo er eigentlich einen bewundernden, oder gar begehrenden auf sie werfen wollte. Halb kam's nun ihre alte Mädchenart, die ganz instinktiv wieder in ihr herrschend wurde, das Scheue, Müde und Untätige, halb kam's auch das Verhalten ihres Mannes, das sie förmlich dazu ergoß. Bald kam's nun, daß sie sich um den Haushalt weniger bekümmerte, nur die notwendigsten Anordnungen traf und selbst kaum mehr tätig war, dagegen gern und viel im Garten saß, unter den grünen Bäumen oder in dem Nebenspaltergang und die Hände in den Schoß legte. Sie lebte auch jetzt wieder dem Unbestimmten ihres Erwartens, wie sie es als Mädchen getan hatte. Und um so mehr und verlorenere, je mehr das Jahr wuchs. Die Felder sich begrünt, und die Wiesen drunten im Tale bunter sich füllten, die Kirschbäume blühten, und das neue Laub der Rußbäume seinen scharfen Geruch ausatmete, das Korn endlich wogte, und die Traubenblüte duftete, und die Sonne hoch über dem Lande stand, über den Hügeln, die die Reben deckten, und über den Dörfern, die rings von den Höhen blickten. Immer reicher, satter, voller die Natur wurde, immer erfüllter die Luft von Düften und Klängen und immer inniger alles Leben in den Blumen des Gartens und den Aehren der Felder, den Früchtchen der Bäume, die sich mehr und mehr rundeten, und den Beeren der Reben, von denen die letzten Blütenteile nun abfielen. Sie sah alles und lebte alles, was sie vom Ausblick der Gartenbank, die an der Himbeermauer stand, übersehen konnte. Sie folgte den Arbeiten der Bauern auf den Feldern, den Fuhrwerken der Landstraße und der Feldwege, sie sah die Vorübergehenden und die Ankommenden, und ihre Blicke gingen mit den Zeigern der Kirchturnmuhre, die golden zu ihr herauslängten. Sie sah alles und machte sich keine Gedanken dabei. Sie nahm es wie eine Nahrung in sich, schied nichts und unterschied nichts, näherte sich nur. Den Wolken allein schenkte sie keine Aufmerksamkeit. Sie liebte den Himmel, wenn er blau und klar war, höchstens mit hellen Floden bestreut, wenn er schwer und grau war, sah sie nicht zu ihm auf. Sie blickte zur Erde und sah vor sich hin und sah auf ihre Hände, die in ihrem Schoß ruhten. Daß die Wolken in die Weite zogen, dafür hatte sie keinen Sinn, sie dachte nicht daran. Sie war erfüllt von dem, was um sie war, sie liebte und besaß es. —

(Fortsetzung folgt.)

64-jähriger Beobachtungsreihe nur insgesamt in fünf Jahren je einmal (1866 an zwei aufeinander folgenden Tagen) festgestellt hat, also durchschnittlich nur alle 13 Jahre einmal. Eine Temperatur von 32 Grad Reaumur (40 Grad Celsius) scheint aber in der Tat das Äußerste zu sein, was in Mitteleuropa unter ganz besonderen Ausnahmeständen überhaupt einmal vorzukommen vermag. In einem meerungebenen Lande, wie es Großbritannien ist, dürften selbst Schattentemperaturen von 35 Grad Celsius kaum jemals vorkommen, und die Meldungen von 40 und selbst 45 Grad Celsius im Schatten, die man im vorigen Jahre in England gemessen haben wollte, waren eitel Phantasie.

Sind doch sogar in Südeuropa die Thermometerstände über 40 Grad Celsius eine sehr seltene, oft in Jahren nicht auftretende Erscheinung. Sie kommen, insbesondere bei Sirocco-Wind, in Spanien und auf Sizilien, auch in Griechenland vor, werden aber sicherlich auch nur um wenige Grade überschritten. Ein Extrem von 45 Grad Celsius dürfte in ganz Europa noch nirgends übertraffen, kaum zuverlässig erreicht worden sein. — In gewissen Teilen der Tropen kommen zwar noch höhere Schattentemperaturen vor, aber ebenfalls nur unter ganz bestimmten Ausnahmeständen. In weiten Gebieten der Tropen, die von der Kultur erobert sind, pflegen selbst Temperaturmaxima, wie sie in Deutschland und überhaupt in Mitteleuropa hier und da vorkommen, kaum jemals aufzutreten, da die merkwürdige Gleichmäßigkeit der Tropenwitterung sich von allen Extremen fernhält. Nur in Wüsten und halbwüstenartigen Gegenden treten die allerhöchsten Hitzegrade auf.

Welches die überhaupt höchsten auf Erden möglichen Schattentemperaturen sind, ist schwer zu sagen. In den Dünentälern tropischer Wüsten, vor allem in der Sahara und in der kalifornischen Wüste, mögen infolge der furchtbaren Strahlung der glühenden Sandflächen und nackten Felsen gelegentlich „Schatten“-Temperaturen von 60 und mehr Grad Celsius möglich sein. Dübrierer will bei den Tuaregs in der Sahara einmal 67½ Grad Celsius gemessen haben — das ist nicht ausgeschlossen, aber unter den abnormen Begleitumständen sind zuverlässige Messungen der „Schattentemperatur“ in der Wüste natürlich kaum vorzunehmen, und sie verlieren auch jeden praktischen Wert, so daß auf solche Rekordzahlen nicht viel zu geben ist. — Als absolut heißester Ort der Erde gilt das „Todes-tal“ in der kalifornischen Wüste.

Um irrtige Vorstellungen über das deutsche Klima zu vermeiden, darf im übrigen darauf hingewiesen werden, daß der heiße Sommer 1911 noch ganz und gar nicht etwa einen „Hitzerekord“ geschaffen hat. Von der großen, 23-tägigen Hitzeperiode vom 22. Juli bis 14. August abgesehen, brachte er im wesentlichen normale Wärmeverhältnisse, ja, die erste Hälfte war vielfach sogar ein wenig zu kühl. Seine Gesamtwärme im mittleren Norddeutschland war zwar größer als die jedes anderen Sommers seit 1875, aber an die heißesten Sommer des 19. Jahrhunderts, vor allem an 1826, 1834 (den weitaus heißesten Sommer der letzten 125 Jahre) und 1868, reichte er doch noch bei weitem nicht heran; ja, in der mit 1719 beginnenden Berliner Beobachtungsreihe nimmt der Sommer 1911 hinsichtlich seiner Wärmeverhältnisse sogar erst die 19. Stelle ein. Wie sehr er hinter manchem anderen früheren Sommer zurückstand, geht am besten daraus hervor, daß die sehr hohen Hitzegrade 1911 erst am 15. Juli zum erstenmal, am 8. September zum letztenmal auftraten; in dem schon erwähnten Sommer 1834 hingegen begann die sehr große Hitze schon am 13. Mai und hielt — natürlich mit mannigfachen Schwankungen im einzelnen — bis zu dem außerordentlich späten Termin des 19. September an.

Das gegenwärtige Jahr 1912, das nach einem ausnehmend kühlen und unfreundlichen Vorwinter seit dem 4. Juli wiederum eine ausgeprägte Tendenz zu sonniger und heißer Witterung bekommt, hat sich bisher zwar nur in Wärmegraden von mäßiger, durchaus nicht auffälliger Höhe bewegt, und Schattentemperaturen von 30 Grad Celsius sind bis nach Mitte Juli nur vereinzelt im Westen und nur um wenige Grade überschritten worden. Wenn der diesmalige Sommer aber weiterhin in den Spuren seines Vorgängers wandelt, so ist es recht wahrscheinlich, daß er ihm in bezug auf Gesamthöhe noch überlegen sein wird. Den besten Willen im Wettbewerb mit den Sommern neuerer Zeit, einen neuen Rekord der Sommerhitze aufzustellen, scheint er jedenfalls zu haben.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Der Bazillus der sauren Milch gegen Kinderkrankheiten. Der schlimmste Feind der kleinen Kinder sind namentlich in heißen Sommern die Darmerkrankungen, und ein sicheres Mittel zu ihrer Bekämpfung würde die Säuglingssterblichkeit mit einem Schlage in erheblichem Grade vermindern. Man ist in dieser Beziehung schon seit längerer Zeit auf den Wert der sauren Milch aufmerksam geworden, die auch an sich gute Ergebnisse erzielt, aber bei der gewöhnlichen Anwendung als ein Heilmittel gegen Darmerkrankungen nicht betrachtet werden darf. Die Verabreichung an kleine Kinder hat überhaupt gewisse Bedenken, zumal sie nicht gelockt werden darf, weil sonst die Milchsäurebakterien, auf deren

segensreiche Wirkung man gerade rechnet, zerstört würden. Aber es ist festgestellt worden, daß auch dieser Bazillus den Darm nicht erreicht, da er bei der Verdauung zu Grunde geht. Wenn man einem kleinen Kinde Buttermilch zu trinken gibt, kann man daher nicht hoffen, daß der Milchsäurebazillus den Fäulnisbakterien im Darm entgegenwirkt. Die günstigen Ergebnisse, die dabei zuweilen verspiert worden sind, können demnach nur in dem großen Gehalt der Buttermilch an löslichen und fein verteilten, daher leicht verdaulichen Eiweißstoffen begründet sein. Seit aber namentlich Metchnikoff die vernichtende Wirkung der Milchsäurebazillen auf fäulnisserregende Lebewesen kennen gelehrt hat, muß die Frage gestellt und beantwortet werden, ob diese tüchtigen Bakterien nicht noch in anderer Weise als eigentliches Heilmittel bei den Darmkrankheiten der kleinen Kinder herangezogen werden können. Nach den bisherigen Forschungen empfiehlt sich dazu am besten der bekannte *Bacillus lactis bulgaricus*, und es sind schon zahlreiche Versuche gemacht worden, ihn bei solchen Erkrankungen zur Wirkung zu bringen. Eine lange Reihe von Erfahrungen, die recht erfolgreich lauten, hat jetzt Dr. Clod der Akademie der Medizin in New York mitgeteilt. Er schildert die Krankheitsgeschichte von 22 Fällen von Darmentzündung von teilweise recht schwerer Form. Die Behandlung geschah durch Verabreichung von Tabletten, die eine Reinkultur des bulgarischen Milchsäurebazillus (Yoghurt) enthielten. Die Ernährung des kranken Kindes wurde mittlerweile unverändert fortgesetzt. Es wurde damit nicht nur erreicht, daß die Kinder wieder hergestellt wurden, sondern sie erfuhr auch keinen Gewichtsverlust, da sie infolge der Wirkung des Bazillus die Nahrung mit Vorteil zu sich nehmen konnten, die ihnen zu widerstehen begonnen hatte. Die behandelten Kinder befanden sich im Alter zwischen 5 Wochen und 10 Monaten. Die Erkrankung war zuweilen so schwer, daß sie durch andere Arten der Behandlung nicht die geringste günstige Beeinflussung erfahren hatte. Durch die Bazillen trat eine Besserung stets sofort ein, das heißt innerhalb der ersten 24 Stunden. Es ließ sich nachweisen, daß die gefährlichen Fäulnisvorgänge spätestens bis zum vierten Tage vollständig verschwunden waren, und nach Verlauf einer Woche war das Gewicht, das anfangs abgenommen hatte, schon wieder gewachsen. Nicht ein einziger Fehlschlag oder Mißfall war zu verzeichnen. Die Bakterien werden mit Milchzucker gemischt und lösen sich daher schnell in Wasser auf, und sind auch den Kindern leicht beizubringen. Kinder von fünf Wochen haben bis zu 20 Tabletten dieser Art vertragen, und eine nachteilige Wirkung scheint daher überhaupt völlig ausgeschlossen zu sein.

Biologisches.

Geschlechtsumwandlungen. Die experimentelle Biologie (Lehre von den Lebensvorgängen) scheint berufen, unsere Kenntnis vom organischen Leben wesentlich zu bereichern. E. Steinach hat neuerdings mit Erfolg Eierstöcke von weiblichen Tieren auf männliche überpflanzen können, nachdem diesen die Hoden entfernt waren.

Die Operation wurde nach dem Referat in der „Naturwissenschaftlichen Rundschau“ (Nr. 20) an drei- bis vierwöchigen Ratten und zwei- bis dreiwöchigen Kaninchen ausgeführt. In diesem Alter hat noch keine sichtbare Entfaltung der sekundären Geschlechtsmerkmale begonnen. Die Eierstöcke heilten im männlichen Körper an, wuchsen und wurden funktionsfähig. Die männlichen sekundären Organe bleiben dabei auf der kindlichen Stufe stehen. Statt das Wachstum der männlichen Geschlechtscharaktere zu fördern, übt der auf den männlichen Körper übertragene Eierstock vielmehr eine hemmende Wirkung auf ihre Entwicklung aus.

Der Eierstock fördert aber nicht nur die mitverpflanzten weiblichen Organe in ihrem Wachstum, er hat auch die Fähigkeit, Anlagen der Männchen zu typischen weiblichen Organen auszugestalten. Es entwickeln sich Brustwarzen, Wärmehof und Brustdrüse in der Form und Größe wie bei normalen Weibchen. Im besonderen entpricht der Aufbau der Brustdrüse vollkommen der eines reifen, noch unbelegten Weibchen. Die Annahme, daß die Brust von Haus aus unter allen Umständen entweder männlich oder weiblich sei, wird durch diese Befunde widerlegt. Die umgestaltende Kraft der weiblichen Pubertätsdrüse äußert sich auch in der Verlangsamung des Körperwachstums der Tiere, die in Größe (Schwere), Gestalt, Behaarung, Skelettausbildung und der Entwicklung der charakteristischen Fettkörper in der Uterusgegend den normalen Weibchen gleichen.

Endlich bewirkt die Eierstocküberpflanzung auch eine Umstimmung des psychischen Geschlechtscharakters. Die verweiblichten Männchen lassen zur Pubertätszeit keine Spur eines männlichen Geschlechtscharakters erkennen. Andererseits zeigen sie wie die normalen Weibchen den „Schwanzreflex“, d. h. das oft senkrechte Hochheben und dauernde Hochhalten des Schwanzes während der Verfolgung durch die Männchen, und den „Abwehrreflex“, der im Hochheben eines Hinterfußes und in abstreifenden Bewegungen dieses Fußes besteht. Dieser Umstimmung der sexuellen Anlage entsprechend sind die verweiblichten Tiere den normalen Männchen nicht gleichgültig, sondern erwecken starken Geschlechtsstrieb, werden als Weibchen erkannt und behandelt. Es sind also auch die sekundären psychischen Geschlechtsmerkmale nicht unwandelbar vorausbestimmt, sondern können umgestimmt werden.